

Die Sorgen bleiben auch ohne Quarantäne

Egg Das Durchgangszentrum Ober Halden in Hinteregg steht nicht mehr unter Quarantäne. Das Warten und die Ungewissheit aber bleiben. Abgewiesene Asylsuchende sprechen über ihren Alltag – mit und ohne Coronavirus.

Laura Hertel

Zwischen Forchautobahn und Greifensee liegt inmitten des ländlichen Idylls ein eierschalenfarbenes, leicht heruntergekommenes Gebäude. Die Rollläden sind grösstenteils heruntergelassen, vor einigen Fenstern sind Gitterstäbe angebracht. Ein Aufkleber an der Tür signalisiert, dass fotografieren verboten ist. Neben dem Haus befindet sich eingezäunt ein verwaister Garten.

Das ehemalige Psychiatriezentrum Ober Halden in Hinteregg dient heute als Durchgangszentrum für abgewiesene Asylsuchende und ist das Zuhause von über 80 Menschen – zumindest auf ungewisse Zeit. Zur genauen Belegungszahl gibt die Zentrumsleitung keine Auskunft.

Quarantäne aufgehoben

Bis vor Kurzem stand das Zentrum aufgrund der Corona-Pandemie unter Quarantäne. Eine verschärfte Massnahme zum Schutz vor Ansteckungen, weil die Abstandsregeln im Zentrum kaum eingehalten werden konnten. Die Bewohner durften möglichst nicht nach draussen und bekamen folglich auch kein Geld mehr für ihre Einkäufe.

Weil es weder Ansteckungen noch Verdachtsfälle gab, hat sich die Situation seit letzter Woche etwas entspannt, und die Quarantäne wurde aufgehoben. Das Abwarten und Ausharren geht für die Asylsuchenden allerdings weiter, denn im Durchgangszentrum ist das kein Ausnahmezustand, sondern alltägliche Realität.

Freiwillige suchen Dialog

Davon erzählen vier junge Bewohnerinnen aus dem Zentrum: Samira*, Danayt*, Leila* und Genet* sind vor einigen Jahren aus verschiedenen afrikanischen Ländern in die Schweiz geflüchtet. Jetzt sitzen sie in Hinteregg auf einem Parkplatz gegenüber ihrer Unterkunft, Danaitys dreijähriger Sohn blickt neugierig hinter seiner Mutter hervor.

Mit dem vorgegebenen Abstand ebenfalls anwesend ist Franziska Knecht, Primarlehrerin im Zürcher Oberland. Sie ist mit einigen Familien, die im Zentrum leben, befreundet und brachte ihnen während der Quarantänezeit regelmässig Lebensmittel vorbei. Ihre Besuche will sie auch nach der Pandemie fortführen und den Austausch zwischen den Menschen aus dem Durchgangszentrum und Leuten von ausserhalb fördern.

Die Bewohnerinnen sind erleichtert über das Stück Freiheit, das sie mit den ersten Lockerungen zurückgewonnen haben. «Unsere Zimmer sind so klein, dass wir im Bett essen, weil wir keinen Platz für einen Tisch haben», sagt Samira. Privatsphäre gebe es keine, und seine Zimmergenossen könne man sich nicht aussuchen. «Erwachsene telefonieren und Kinder streiten. Ich kann oft nicht schlafen, weil es im Zimmer zu laut ist», sagt sie.

Unabhängig von der Pandemie gibt es im Durchgangszentrum nur wenig zu tun für die Bewohner. Während der Quarantäne waren die Möglichkeiten noch viel beschränkter und der Alltag noch zermürbender: «Wir konnten den ganzen Tag über gar nichts



Die Bewohnerinnen des Durchgangszentrums dürfen nach der Quarantänezeit wieder raus (hier fürs Foto kurz zusammengerückt). Foto: Laura Hertel

machen», sagt Danayt. Gerade mit Kindern sei eine solche Situation psychisch sehr belastend. «Sie wollen ständig spielen, doch uns fehlt die Energie, weil wir so viele Sorgen haben», sagt sie, während ihr Sohn Löwenzahn sammelt und den Samen hinterherjagt, die durch die Luft wirbeln.

Dass die Asylsuchenden auch nach der Quarantänezeit draussen nicht frei sind, wird schnell klar: Es dauert nämlich nicht lange, bis ein Verantwortlicher des

«Vom Anwalt heisst es immer nur warten. Aber wie lange denn noch?»

Leila
Bewohnerin aus dem Durchgangszentrum Hinteregg

gegenüberliegenden Zentrums der Sozialwerke Pfarrer Sieber die Gruppe darauf hinweist, dass sie sich an diesem Ort nicht aufhalten dürfe. «Wo dürfen wir uns denn treffen?», fragt Knecht. Der Mann zeigt in eine Richtung abseits der Hauptstrasse.

8.50 Franken pro Tag

Also zügelnd die Frauen ihre Klappstühle dorthin und formen mit jeweils zwei Metern Abstand einen Kreis. In der Mitte wird eine Picknickdecke ausgebreitet, aus verschiedenen Richtungen fliegen Snacks auf diese. Die Knabbererinnen haben die Bewohnerinnen mit ihrem Nothilfegeld von Fr. 8.50 pro Tag und Person gekauft.

Mit dem Nothilfegeld müssen sie ihren ganzen Lebensunterhalt bezahlen: Essen, Kleidung, Haushalt, Zugtickets, Handyabo, Spielzeug, Hygieneartikel. Der Junge wünscht sich ein Kickboard. Das Geld reiche dafür aber nicht an. «Wir können den ganzen Tag über gar nichts

eine Unterschrift ihr Taggeld wieder beziehen und selbst einkaufen können. Das war während der Quarantäne anders: Da gab es vom Zentrum statt des Gelds ein Frühstück und jeweils ein bereits gekochtes, abgepacktes Mittagessen von einer Catering-Firma – Abendessen gab es nicht.

«Wir haben kaum etwas gegessen», sagt Leila. «Das gelieferte Essen hätte nicht einmal einem Hund geschmeckt», fügt Genet hinzu. Die Mahlzeiten seien zudem nicht religionskonform gewesen, und auch Nahrungsmittelunverträglichkeiten seien nicht berücksichtigt worden. Bekannte hätten manchen von ihnen geholfen und ihnen jeweils Lebensmittel vor die Tür gebracht.

Küchen abgesperrt

Doch auch das Kochen wurde in der Quarantänezeit zur Herausforderung, da beide Gemeinschaftsküchen abgesperrt waren. Nur Familien mit Kindern durften sie zeitweise benutzen, so Leila. Die Frauen ohne Kinder hätten sich dann manchmal einer Familie angeschlossen und gemeinsam Spaghetti zubereitet. Jetzt sind die Küchen wieder für alle freigegeben. Die Frauen sagen, sie seien sehr froh, wenigstens beim Essen wieder mitbestimmen zu können.

In den Zimmern ist kochen hingegen verboten. Leila sagt, sie habe einmal versehentlich einen Feuerschutz auslösen lassen, indem sie einen Wasserkocher betätigte. Mittlerweile hat sie aber ihre Tricks: «Wenn ich den Wasserkocher frühzeitig ausschalte, geht der Alarm nicht los.» So hat sie auch den Kaffee zubereitet, den sie jetzt aus einer Thermoskanne in Porzellantassen giesst. Zum Süssen hat sie eine Zuckerdose mit nach draussen gebracht. Der Kaffee schmeckt nach Kardamon. Danayt wirft allen eine Packung Cracker zu.

«Gastfreundschaft ist uns sehr wichtig, egal, wie viel wir selbst besitzen», sagt Genet. Asylsuchende bekämen in der Schweiz hingegen ständig zu spüren, dass sie unerwünscht seien. Leila erzählt: «Die Behörden wollten mir Geld geben, damit ich zurück ins

Heimatland reise.» Zurückkehren komme aber nicht infrage, denn was dort drohe, sei noch schlimmer als das Leben im Durchgangszentrum.

Zwangsheirat mit 13

«Wie viele andere Mädchen in meinem Heimatland wurde ich mit 13 zwangsverheiratet.» Sie sei auf einem Boot geflüchtet und habe ihren kleinen Sohn bei ihrer Mutter zurücklassen müssen. Seither hat Leila den mittlerweile achtjährigen Jungen nicht mehr gesehen. Als sie das erzählt, bricht sie in Tränen aus. Um ihren Sohn zu sich zu holen, bräuchte sie eine Aufenthaltsbewilligung. Darauf hoffe sie seit Jahren.

Auch die anderen Frauen haben ihre individuellen Geschichten, wieso sie hier sind, nicht zurück können und wie sie in der Schweiz von einem Zentrum ins nächste geschoben werden. «Es fühlt sich an wie ein Gefängnis», sagt eine. Die meisten stecken zurzeit in einem Verfahren.

«Vom Anwalt heisst es immer nur warten. Aber wie lange denn noch?», sagt Leila. Ihre Freundin Samira hat bereits seit über einem Jahr eine F-Bewilligung, ist also vorläufig aufgenommen. Und doch passiere nichts: «Sie sagen, sie finden keine Gemein-

Wo kann man unterstützen?

In allen kantonalen Asylunterkünften gilt nach wie vor ein Zutrittsverbot für externe Besucher. Sachspenden sowie abgepackte, ungekochte Lebensmittel können nach vorheriger telefonischer Anmeldung bei der Zentrumsleitung (044 984 42 17) und unter Einhaltung der Abstandsregeln abgegeben werden. Franziska Knecht und weitere Freiwillige wollen zudem beim gemeinnützigen Verein Solinetz eine Besuchsgruppe für das Durchgangszentrum in Hinteregg etablieren – auch für nach der Pandemie. Die Frauen aus dem Zentrum betonten, dass auch männliche Besucher sehr erwünscht seien, da es im Zentrum auch viele Männer gebe. Koordination: info@solinetz.ch, Betreff: Besuchsgruppe Hinteregg. (zo)

de für mich, in der ich länger bleiben könnte.» Sie gehe davon aus, dass sich durch die Corona-Krise alles noch weiter hinauszögert.

Angst vor der Polizei

Gemäss Genet hat die Pandemie für die Bewohner zumindest in einem Punkt vorübergehend eine Entlastung gebracht. «Seit zwei Monaten habe ich die Polizei im Durchgangszentrum nicht mehr gesehen. Das ist gut.» Normalerweise lebten die Bewohnerinnen und Bewohner der Notunterkunft in ständiger Angst, dass die Polizei im Zentrum auftaucht und Personen wegen illegalen Aufenthalts verhafte – im Durchgangszentrum komme das oft vor.

Im Gefängnis sei sie schon einmal gewesen, erzählt Genet, und dort wolle sie nie wieder hin. «Dass ich an den gleichen Ort komme wie Menschen, die jemanden getötet haben, kann ich nicht verstehen. Ich habe nichts gemacht.»

Leila lernte an einer autonomen Schule schnell Deutsch und übernimmt seit da bei Sprachbarrieren gern die Rolle einer Dolmetscherin. «Ich habe mich sehr um die Sprache und die soziale Integration bemüht. Aber wofür?», fragt sie sich. Auch Genet träumt von einer Ausbildung. Samiras grösster Wunsch ist es, arbeiten zu dürfen: «Egal was, ich würde alles machen.»

Jedes Mal, wenn jemand den Weg kreuzt, springt Danaitys dreijähriger Sohn aufgeregt auf und ruft auf Deutsch: «Traktor», oder «Hund». Er wolle später einmal Pilot werden, erzählt seine Mutter. Um ihm ein besseres Leben zu ermöglichen, würde sie alles tun, sagt sie. Dennoch dringt bei allen Frauen eine gewisse Ernüchterung durch: «Wenn man mit seinen Problemen zu den Behörden geht, machen sie ein grösseres daraus», sagt eine. Es bleibe nichts anderes übrig, als abzuwarten. Das gilt für die Bewohnerinnen und Bewohner der Notunterkunft auch dann noch, wenn die Pandemie dereinst definitiv vorüber sein sollte.

* Zum Schutz der Bewohnerinnen wurden deren Namen abgeändert.

ANZEIGE

Geldtipp



Jörg Toboll
Stv. Vorsitzender der Bankleitung und Leiter Geschäftsstelle Pfäffikon, Raiffeisenbank Zürcher Oberland

Mikrofinanz und nachhaltige Landwirtschaft – eine sinnvolle Depotbeimischung

Wenn Unternehmen wachsen sollen, brauchen sie Finanzierung. Das gilt nicht nur in Entwicklungsländern, sondern auch in der Schweiz, wo Mikro-Unternehmer und KMU das Rückgrat der Wirtschaft bilden und Arbeitsplätze schaffen. «Development Investments» zielen auf die Finanzierung dieses Wachstums ab. Das Thema bietet sich als sinnvolle Ergänzung für das eigene Wertschriftendepot an.

Ob Schneider oder Coiffeuse – in Entwicklungsländern arbeiten geschätzte 500 Millionen Menschen als Mikrounternehmer im informellen Sektor. Aufgrund fehlender Sicherheiten kommen die meisten für Banken nicht als Kunden infrage – obwohl sie ihre Kredite zu 97 Prozent zeitgerecht zurückzahlen. Selbst mittelgrosse Unternehmen mit einigen Dutzend Angestellten haben in diesen Ländern oft Mühe, eine Finanzierung von kommerziellen Banken zu erhalten.

Neue Perspektiven für Unternehmen

Diese Angebotslücke schliessen Mikrofinanzinstitutionen und KMU-Banken. Dank Krediten ermöglichen sie ihren Kunden zu wachsen. Um die 10 Prozent ist der globale Mikrofinanzmarkt allein 2017 gewachsen: eine interessante Entwicklung gerade im momentanen Tiefzinsumfeld.

Nachhaltiges Wachstum für die Landwirtschaft

In Entwicklungsländern erleben auch landwirtschaftliche Unternehmen mit einem Fokus auf Nachhaltigkeit einen Boom. Damit tragen sie gerade dort positiv zur Entwicklung in Märkten bei, wo breite Bevölkerungsschichten in der Landwirtschaft beschäftigt sind. Produzentenverbände und Händler dienen Kleinbauern als wichtige Abnehmer und sorgen für Wertschöpfung im Land. Mit Zugang zu einer Finanzierung können sie ihre Tätigkeit weiter ausbauen und neue Märkte erschliessen.

Anlagethema auch für Privatanleger

Auf Unternehmen wie diese oder Finanzdienstleister zielen Development Investments ab. Sie stellen erfolgreichen Unternehmen in Entwicklungsländern Finanzierungen zur Verfügung. Mit dem «responsAbility Global Microfinance Fund» und dem «responsAbility Fair Agriculture Fund» können auch Privatanleger in das unternehmerische Potenzial von 96 Entwicklungs- und Schwellenländern auf vier Kontinenten investieren. Development Investments bieten sich als sinnvolle Ergänzung für das eigene Wertschriftendepot an. Ihr Bankberater geht gerne auf ihre individuellen Anliegen und Bedürfnisse ein, und wird sie ganzheitlich beraten.